

Anna-Katharina Szagun

Hier Frühling und Kuschelnest – dort Monstertruck und Rettungswagen

Geschlechterdifferente Gottesvorstellungen
im Spiegel einer Langzeitstudie

Die Genderfrage wurde in Studien zur religiösen Entwicklung lange ausgeblendet, wie Ina Bösefeldt in ihrem Forschungsüberblick eindrücklich herausstellt.¹ In der Bundesrepublik wurde erst ab der zweiten Hälfte der 1990er Jahre diesem Aspekt Aufmerksamkeit geschenkt.

Nur vereinzelt wurde er zum zentralen Fokus. Die Thematisierung der Genderfrage hinkt dem Diskurs in anderen Disziplinen also deutlich nach. Welche Differenzen in der religiösen Entwicklung von Mädchen und Jungen wurden bisher konstatiert? Und welche Rolle könnte das Erhebungsinstrumentarium bzw. das Setting der konkreten Untersuchungssituation dabei spielen? Nachfolgend werden zunächst einige Positionen skizziert als Hintergrund zu den dann dargestellten genderspezifischen Ergebnissen der Rostocker Langzeitstudie.

1. Geschlechterdifferenzen in Untersuchungen zur religiösen Entwicklung

Basierend auf seiner in den 1970er Jahren in Finnland durchgeführten Langzeitstudie zur religiösen Entwicklung (Wiederholungsstudie 1986) postulierte Kalevi Tamminen in vielen Bereichen deutliche Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen.² Insgesamt gelte: Mädchen seien hinsichtlich jeder Dimension tiefer religiös und stärker religiös

1. Bösefeldt, Geschlechtsspezifische Betrachtungen.
2. Tamminen, Religiöse Entwicklung. Die folgenden Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diese Veröffentlichung. Die Langzeitstudie wurde ergänzt durch Querschnittstudien: Methodische Vielfalt, strukturierte und unstrukturierte Messinstrumente, Multiple-Choice-Fragebogen, semantisches Differenzial, Essay- und Satzergänzungsaufgaben, Arbeit mit projektiven Bildvorlagen u. a., Ausfüllen der Bögen im Klassenverband, ergänzende Befragung von Eltern und Religionslehrer/innen.

engagiert. Sie verfügten über mehr Erfahrungen von Gottes Gegenwart und Führung. Ihre Haltung zum christlichen Glauben sei nahezu durchweg positiver als die von Jungen (328).

Diese Einschätzung Tamminens gründet auf multiperspektivischen Einstellungserhebungen zum Bibel- und Gotteskonzept wie zum Gebet. So werde Gott von Mädchen in allen Klassenstufen gewöhnlich mit positiveren Vokabeln beschrieben (182): Sie empfänden im Allgemeinen Gott näher als Jungen und zweifelten weniger an dessen Existenz (207). Deutlich sei aber auch, dass bei Mädchen früher ein kritisches Nachdenken (i. S. eines Deismus) über Gott einsetze. Die Gesamtzahl der zweifelnden Jungen sei jedoch in den höheren Klassen größer (185).

Sähen Mädchen Gott stärker als Garanten von Sicherheit, so betonten Jungen vor allem dessen Macht (179). Mädchen wählten eher eine metaphorische Auslegung von Bibeltexten, z. B. Gleichnisse. Während Mädchen eher die Schöpfungserzählungen bevorzugten, bejahten Jungen eher die wissenschaftliche Erklärung der Welt. Bezüglich des Gebets konstatierte Tamminen, Mädchen glaubten stärker an die Wirksamkeit von Gebeten (328, 244) und wögen häufiger die moralische Korrektheit des Gebetsinhaltes ab.³ Jungen schätzten das Bittgebet höher und achteten mehr auf die Form als Mädchen, die wiederum den Dialog mit Gott und das Dankgebet höher bewerteten (236).

Buchers Untersuchung⁴ zum Anthropomorphismus im Gotteskonzept ergab, dass sich bei 20 % der Mädchen weibliche Gottesbilder fanden – ein Befund, dem Bucher nicht weiter nachging. Mädchen und Jungen unterschieden sich bezüglich des Anthropomorphismus im Gottesbild nicht, lautete sein Fazit. Sozialisierungseffekte seien unerheblich bezüglich des Gottesbildes.

Auch Hanisch⁵ fokussierte auf den Anthropomorphismus in seiner Untersuchung zur zeichnerischen Entwicklung des Gottesbildes. Hinsichtlich der Genderfrage grenzt er sich von Buchers Position ab: Mehr nichtreligiös als religiös erzogene Mädchen zeichneten Gott weiblich.

Ausschließlich bei nichtreligiös erzogenen Jungen gebe es auch weibliche Gottesbilder, was auf Sozialisierungseffekte hinweise. Weitere geschlechtsspezifische Unterschiede: Mädchen griffen früher und häufiger zu symbolischen Darstellungen als Jungen. Während das Kreuzsymbol gleich häufig von Jungen wie Mädchen verwendet werde, wählten Jungen als Symbole ansonsten meist Thron und Krone, Mädchen dagegen eher Heiligenschein und ausgebreitete Arme. Hanisch führt die geschlechtsspezifischen Unterschiede vor allem auf die unterschiedlichen Erfahrungshorizonte von Mädchen und

3. Z. B. ob es legitim sei, für einen Lottogewinn, einen Fußballsieg o. ä. zu beten?

4. Bucher, *Alter Gott*. Querschnitt, hypothesengeleitet, keine Erfassung der vorausgegangenen Lerninhalte. Bucher ließ 343 Kinder (7–12 Jahre alt) im Kanton Luzern spontan ihre Gottesvorstellung malen: Anthropomorphe Gottesbilder herrschten insgesamt vor (87 %), gingen aber mit zunehmendem Alter auffallend zurück.

5. Hanisch, *Die zeichnerische Entwicklung*. Querschnitt, hypothesengeleitet, keine Erfassung der vorausgegangenen Lerninhalte. Zwei Stichproben von (je 1100–1400) religiös bzw. nicht religiös erzogenen Heranwachsenden (7–16 Jahre) zeichneten ihre Vorstellungen von Gott.

Jungen zurück⁶. Zudem bewege das größere religiöse Interesse von Mädchen diese zu anderen kognitiven Leistungen.

Stephanie Klein konstatierte einen bevorzugten Zugang der Mädchen über die Schöpfung und häufige Auseinandersetzungen mit der Unsichtbarkeit und Unvorstellbarkeit Gottes.⁷ Einige Darstellungen Gottes trügen deutlich weibliche Züge, was die Sehnsucht nach einer Gottheit ausdrücke, die ihrer weiblichen Identität und Perspektive entspreche. Sie würden aber nicht als Frau benannt, was die Macht internalisierter religiöser Normen und die damit verbundenen Denkverbote (Gott als Frau, als Göttin) spiegle. Die Mädchen befänden sich im Zwiespalt zwischen der religiösen Norm und der eigenen Identität.⁸ Weil sie Gott nicht männlich zeichnen wollten, aber auch nicht weiblich zeichnen und benennen konnten, griffen sie früher zu symbolischen Darstellungen: Diese seien daher vermutlich als Ausdruck ihrer ›inneren Zerrissenheit‹ zu werten.

Hilger und Dregelyi vermuten, dass sich in den Gottesbildern das durch Umwelt und Erziehung wesentlich geprägte Geschlechtsverhalten in eigenwilliger Form niederschläge.⁹ Attribute und Anregungen aus der für Jungen typischen Lebens- und Spielwelt seien deutlich zu erkennen. Gott ähnele den dort vorhandenen Modellen mit betonter Größe, Macht und Kraft. Viele Bilder seien provozierend und expressiv. Einerseits schienen sich Jungen häufiger als Mädchen mit der männlichen Gottesgestalt zu identifizieren. Andererseits werde emotionale Distanz und Sachlichkeit ausgedrückt: Bei aller Konkretheit sei Gott fern und eher ein männlicher Stereotyp als ein Du in persönlicher Beziehung. Auch die Mädchen verorteten Gott auffällig oft oben im Himmel, aber zumeist umgeben mit einer Vielzahl von Dingen (Sonne, Mond, Sterne, Häuser) bzw. Wesen (Engel, Vögel, Schmetterlinge, Blumen usw.), d. h. in Beziehung. Meistens sei es ein freundlicher männlicher Gott, oft mit weiblichen Attributen. Häufiger als Jungen brächten Mädchen die Andersartigkeit, Transzendenz und Unsichtbarkeit zum Ausdruck, zugleich auch seine personale Nähe. Sie betonten stärker den Beziehungsaspekt, Gottes Nähe, Fürsorge und seinen Schutz. Von einer ungebrochenen Nähe der Jungen zu Gott und von einer unüberwindbaren Fremdheit der Mädchen in ihrer Beziehung zu Gott – i. S. der Annahmen von Klein – sei bezüglich ihrer Ergebnisse nicht zu sprechen. Mädchen schienen spielerisch – das zeige die intuitive Wahl von Attributen gemäß ihrer weiblichen Identität und Perspektive – Männlichkeit und Weiblichkeit im Sinne von Androgynität verbinden zu können.

6. Religiöse Symbole spiegelten die Aufhellung lebensgeschichtlicher Erfahrungen wider und dienten so der Bearbeitung von Grundkonflikten. Grundkonflikt der Mädchen: Sie trennten – um das soziale Miteinander nicht zu gefährden – ab 10/11 Jahren zwischen dem, was sie wussten und dem, was sie sagten. Diese Unaufrichtigkeit werde wahrgenommen als Nichtidentisch-Sein mit sich selbst und löse emotionale Unsicherheit aus, die vermutlich zur Bevorzugung von symbolischen Darstellungen führe, welche breitere Interpretationsspielräume biete (Hanisch, Die zeichnerische Entwicklung, 95f.).
7. Klein, Gottesbilder. Fünf Mädchen (6–10 Jahre) malten mehrmals im Zeitraum von zwei Jahren ihre Gottesvorstellungen und erzählten dazu. Methode: Gruppendiskussion.
8. Dies., 172.
9. Hilger/Dregelyi, Gottesvorstellungen, 73. Grundschulkindern zeichnen sie ihre Gottesvorstellungen und kommentierten sie bei Bedarf.

Die Studie von Bucher und Hanisch zum Bibelwissen von Grundschulkindern¹⁰ erbrachte zur Geschlechterdifferenz: Kinderbibeln seien verbreitet, aber gelesen werde wenig darin, wenn überhaupt, dann meistens von Mädchen (69), die auch deutlich mehr Geschichten zu benennen wüssten. Ihre Favoriten seien Schöpfung, Arche Noah und die Geburt Jesu. Mädchen (72) hielten die Bibel für wichtiger (80 %) als Jungen (68 %) und erwarteten bezüglich künftigen Erzählens vor allem »Geschichten, die von Jesus und Gott handeln, lehrreich sind und Qualität aufweisen«, während Jungen sich häufig wünschten, sie sollten brutaler sein (78).

Bezüglich der Gottesrepräsentanz konstatiert die Studie von Ziebertz¹¹ signifikante Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen in zwei Punkten:

»Dass Gott immanent präsent und erfahrbar ist, wird von den befragten Mädchen stärker befürwortet als von den Jungen. Dieses Konzept hat eine stark affektive Ladung, und es beinhaltet explizit die Idee von der Autonomie des Menschen (Mensch als Teil von Gott bzw. Gott im Menschen). Auf beide Motive reagieren Mädchen positiver als Jungen. Die Jungen wiederum sehen die Gotteskritik weniger negativ als Mädchen, d. h. Mädchen lehnen die Vorstellung stärker ab, Gott sei eine menschliche Konstruktion und diene Mächtigen dazu, Menschen an sich zu binden.«¹²

Ulrich Riegel¹³ stellt fest: Die Gottesbilder Jugendlicher seien übergeschlechtlich, aber geschlechtsrelevant strukturiert. Dafür spreche der hohe Anteil an symbolischen (= geschlechtslosen) Metaphern. Diese entsprächen dem biblischen Gottesdiskurs, der die Relevanz biologischer Geschlechtlichkeit in der Gottesfrage negiere. Trotzdem bleibe Geschlecht im biologisch-psychologischen Sinn ein wesentliches Bestimmungsmoment im Antwortverhalten. Unter dieser Perspektive seien die Gottesbilder eher männlich besetzt. Unter soziokultureller Perspektive würden jedoch überwiegend weibliche Eigenschaften assoziiert, so dass Gott eher dem Klischee des ›neuen Mannes‹ der 80er Jahre bzw. den biblischen Motiven des guten Vaters bzw. Hirten ähnele.¹⁴ Zum Problem werde die geschlechtliche Ladung des Gottesbildes, welche durch das geschlechtliche Selbstbild beeinflusst sei, erst dann, wenn Jugendliche mit der eigenen Geschlechtsrolle und den damit verbundenen Erwartungen Schwierigkeiten hätten.

10. Hanisch/Bucher, Netze. Hypothesengeleitete Querschnittsuntersuchung von ca. 2400 ev. und kath. Viertklässler/innen aus Baden-Württemberg und Berlin. Die folgenden Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diese Veröffentlichung.

11. Ziebertz/Kalbheim/Riegel, Religiöse Signaturen. Querschnittsbefragung, teils quantitativ (ca. 2000 Jugendliche im Alter von 16 Jahren), teils qualitativ (21 Interviews in Klasse 10/11).

12. Dies., 352.

13. Riegel, Gott und Gender. Querschnittsbefragung von 1439 Jugendlichen im Alter von 14–16 Jahren.

14. Ders., 362.

2. Die Rostocker Langzeitstudie

Nachfolgend möchte ich vor dem Hintergrund der erwähnten Studien die Zielstellung, die methodischen Zugänge und die Ergebnisse einer von mir in Rostock durchgeführten Langzeitstudie¹⁵ vorstellen. Hiermit wurde auch ein gesellschaftliches Umfeld gewählt, das wesentlich konfessionslos geprägt ist.

2.1 Zielstellung und methodische Zugänge der Rostocker Langzeitstudie

Die 1999 begonnene Rostocker Langzeitstudie fragt: Wie entwickeln sich religiöses Denken und Empfinden unter den Bedingungen von Pluralismus bzw. speziell im konfessionslosen Kontext? Im Zentrum der Studie steht die Entwicklung der Gotteskonzepte. Sie werden als komplexe Gebilde verstanden, in denen kognitive (Gottesverständnis) und emotionale/motivationale (Gottesbeziehung) Aspekte in Wechselwirkung stehen, verwoben und doch getrennt wie Brennpunkte einer Ellipse. Ca. 55 Heranwachsende – mehrheitlich beginnend mit Klasse1/2 – wurden 4–10 Jahre begleitet. Die Gotteskonzepte der Kinder wie ihre Sicht der Lebenswelt wurden regelmäßig mittels vielfältiger visueller Gestaltungen (Materialcollagen zu Gottesmetaphern, Aufstellungsübungen, Zeichnungen usw.) erhoben und in Einzelgesprächen ausgewertet. Ergänzend wurden psychodiagnostische Standardtests (Brem-Gräser, Familie in Tieren, Bindungstest Trudewind u. a.) eingesetzt. Unterrichtsinhalte und -ergebnisse des wöchentlich einstündigen Religionsunterrichts wurden dokumentiert, ebenso Befragungen von Eltern. Die Daten wurden in einem interdisziplinären Team kommuniziert und zunächst als Einzelfallstudien ausgewertet. Durch Vergleiche von Einzelfällen wurden überindividuelle Muster herausgearbeitet. Diese kontrastieren deutlich zu Annahmen der Stufentheorien. Insgesamt gilt: Emotionen spielen die Schlüsselrolle in der religiösen Entwicklung, nicht Kognitionen!

2.2 Ergebnisse der Rostocker Studie hinsichtlich der Genderperspektive

(1) Männliche oder weibliche anthropomorphe Gottesbilder?

Anthropomorph-figürliche Gottesbilder waren insgesamt selten. Etliche stammten von traditionell-christlich erzogenen Kindern, die meisten jedoch von konfessionslosen Kindern.

Dieses den Befunden von Bucher und Hanisch widersprechende Ergebnis verdankt sich vermutlich wesentlich dem methodischen Zugang. Die Aufgabe der Kinder bestand darin, einen für sie aktuell wichtigen Vergleich für Gott (Gott ist für mich heute wie...) aus Alt- bzw. Naturmaterialien zu gestalten. Dadurch, dass es um eine Gottesmetapher

15. Szagun, Dem Sprachlosen; Szagun/Fiedler, Religiöse Heimaten. Langzeitstudie, heuristisches Design.

ging, die zudem mittels eines breiten Materialangebots als ›Skulptur‹ zu gestalten war, wurde dem Sog entgegengewirkt, vorhandene ikonographische Vorlagen (bewusst oder auch unbewusst) lediglich zu rekonstruieren.



Abb. 01: J (2)¹⁶



Abb. 02: J (2)



Abb. 03: M (5)



Abb. 04: J (2)



Abb. 05: M Gott bringt Jesus ein Geschenk (1)

16. In den folgenden Bildunterschriften: J= Junge, M= Mädchen, Zahlen in Klammern= Klasse.



Abb. 06: M ... wie eine alte Statue (1) Abb. 07: M (1)

Weibliche Züge bei männlicher Benennung fanden sich – vgl. Klein – vereinzelt bei Gestaltungen von Mädchen (s. o. M 5). Explizit weibliche Gottesfiguren fanden sich nur bei vier von ca. 40 Mädchen, drei davon konfessionslos. Der Befund könnte insgesamt darauf hinweisen, dass die ›kulturelle Tapete‹ mit ihrem eindeutig männlich konnotierten Gottesbild auch im mehrheitlich konfessionslosen Kontext noch eine erhebliche Prägekraft besitzt.



Abb. 08: (4) ... wie meine Mutter Abb. 09 und Abb. 10: (1) ... wie eine fröhliche Frau... (5)



Abb.11: wie eine weise Frau, die sich um die Natur kümmert (6)

(2) Unterschiede im religiösen Interesse und Erleben und in den Grundlinien des Gottesbildes?

Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen bezüglich ihres religiösen Interesses oder Erlebens (Häufigkeit, Intensität) – wie sie Tamminen konstatierte – fanden sich in Rostock kaum. Das Gottesbild differierte zwischen einzelnen Individuen wesentlich stärker als zwischen Mädchen und Jungen im Durchschnitt. Dies zeigte sich bezüglich 10–12-Jähriger deutlich im Semantischen Differenzial (22 Mädchen, 28 Jungen). In dieser Altersstufe überwog das traditionelle Gottesbild: Mächtig, fürsorglich, vergebend, eher mild als streng, Sicherheit gebend, schenkend und gerecht wurde Gott gesehen. Dass er als wenig aktiv, recht leise und weder nah noch fern konnotiert wurde, deutet schon darauf hin, dass dies Gottesbild eher Ausdruck von Sehnsucht denn von Gewissheit ist. Aber in diesem Empfinden unterschieden sich die überwiegend konfessionslosen Kinder kaum: Mädchen sahen Gott im Durchschnitt als fürsorglicher an und als etwas weniger mild wie – dazu passend – weniger schenkend. Letzteres könnte ein Spiegel des häuslichen Erfahrungsfeldes sein, das an Mädchen zumeist frühere und umfassendere Leistungsforderungen stellt.

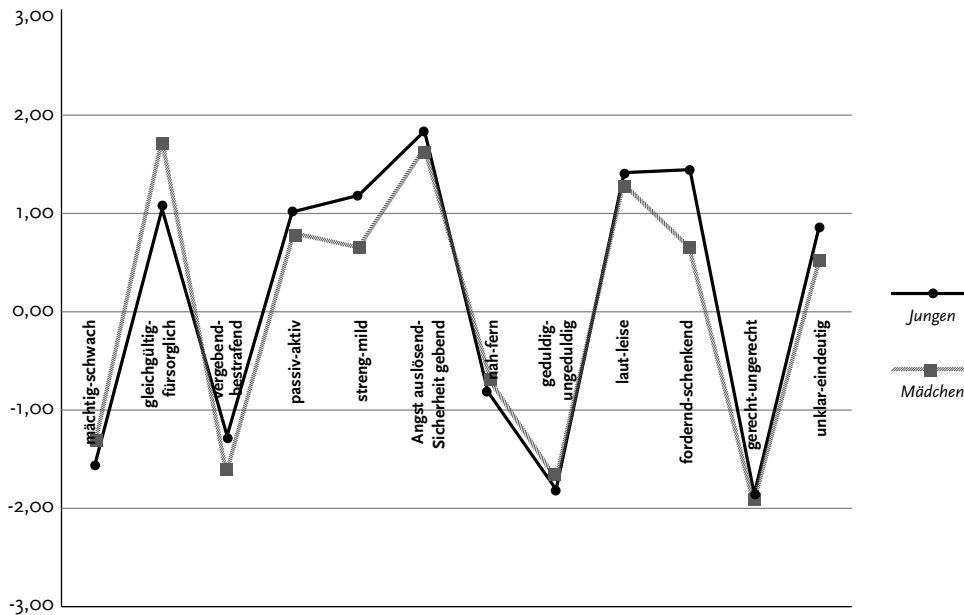


Abb. 12

Dass sich im Grundschulalter im Rostocker Sample kaum Unterschiede bezüglich des religiösen Interesses und Erlebens wie auch hinsichtlich der Grundlinien des Gottesbildes zeigten, dürfte wesentlich der (mit dem Religionsunterricht verschränkten) spezifischen Untersuchungssituation zuzuschreiben sein: Die in der Studie durchgängig als Erhebungsmethode genutzten ›persönlichen Gespräche‹¹⁷ ermöglichten eine differenzierte Erfassung der Interessen beider Geschlechter und nachfolgend deren Berücksichtigung im Unterricht. Die Erfahrungen im Religionsunterricht wie die in ›persönlichen Gesprächen‹ aufgebaute Vertrauensbeziehung bewirkten offenbar, dass Rollenstereotype die Einstellungen weniger stark beeinflussten: Im Schutzraum des Einzelgespräches konnten Jungen Erfahrungen, Hoffnungen, Ängste und religiöse Praktiken äußern, die sie in Gegenwart anderer Jungen vermutlich niemals mitgeteilt hätten. Für diese Vermutung sprechen folgende Beobachtungen: bei einer schriftlichen Befragungen im Klassenverband zu Gebetsverständnis und Gebetspraxis gaben alle Jungen an, niemals zu beten. Dieselben Jungen trugen in den gleichen Fragebogen in Einzelgesprächssituationen völlig andere Angaben ein. – Die zu Gottesmetaphern gestalteten Skulpturen wurden (nach Abschluss der Einzelgespräche) im Rahmen des Religionsunterrichts jeweils zu kleinen Ausstellungen zusammengestellt. Jeder durfte seine Assoziationen zu den Skulpturen anderer äußern. Zum Schluss wurden die Produzenten/innen eingeladen auf freiwilliger Basis, zur eigenen Skulptur und ihrer Bedeutung Stellung zu nehmen. Jungen zeigten deutlich mehr Hemmungen, vor Klassenkameraden zur Bedeutung der eigenen

17. Vgl. Langer, Das persönliche Gespräch. Einzelgespräche ›auf Augenhöhe‹ und im geschützten Raum.

Skulptur etwas zu sagen, als Mädchen. – Ein Viertklässler äußerte im Einzelgespräch, für einen Jungen sei es problematisch, sich als religiös zu ›outen‹. Wenn überhaupt, dürfe man so etwas höchstens Mädchen bzw. Frauen erzählen. Dies alles deutet darauf hin, dass Jungen in ›üblichen‹ Befragungssettings ihre authentische Haltung möglicherweise partiell verstecken.

(3) Unterschiede von Jungen und Mädchen in der Fähigkeit und Bereitschaft zu symbolischen Darstellungen Gottes?

Auch hinsichtlich der Fähigkeit zur Metaphernbildung und der Häufigkeit von symbolischen Darstellungen Gottes fanden sich – abweichend zum Befund von Hanisch – keine gravierenden Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen. Wenn Kinder – mitbedingt durch die Aufgabenstellung und die Vorgabe von Altmaterial statt Zeichenpapier – Gott nicht anthropomorph darstellten, bedeutete dies allerdings nicht, dass sie Gott nicht doch anthropomorph imaginierten. Dies zeigte sich daran, dass junge Kinder (Klasse 1–3) häufig statt einer ›echten‹ Metapher das ›Gehäuse‹ bauten, auf oder in dem sie sich Gott unsichtbar – Spuren von Transzendenzbewusstsein – vorstellten. Hinsichtlich der Form, des Materials und der konkreten Ausgestaltung dieses Gehäuses unterschieden sich Mädchen und Jungen jedoch beträchtlich. Mädchen wählten überwiegend das Bild einer Wohnung (vereinzelt auch eine Insel oder ein Schiff), die häufig sehr detailreich und liebevoll ausgestattet wurde. Auch wenn die Wohnung ›oben‹ auf einer Art Raumschiff imaginiert wurde, fehlten generell alle diesbezüglichen Merkmale. Wärme und Schönheit, eine Wohlfühl-Atmosphäre schienen wichtiger.



Abb. 13: (5)



Abb. 14: (4)



Abb. 15: (4)



Abb. 16: (3)

Das ›Gehäuse‹ von Jungen für Gott sah deutlich anders aus. Fast immer war es ein Fahrzeug, überwiegend ein Raumschiff, womit offenbar ein Transzendieren des Erdraums wie eine Omnipräsenz ausgedrückt wurden. Aber auch Kampfflugzeug, Monstertruck, Panzer oder Rettungswagen kamen vor. Der Fahrzeugcharakter wurde jeweils deutlich hervorgehoben, z. T. wurden technische Anlagen wie Radar, Abwehrkanonen o. ä. herausgestellt, mehrheitlich zum Schutz Gottes vor Angreifern, zuweilen auch als Ausdruck von Gottes Wirkungsmacht. – Während die Mädchen in ihr Gehäuse fast immer auch Naturmaterial einbauten, verwendeten die Jungen für ihre Fahrzeuge fast ausschließlich künstliche Materialien.

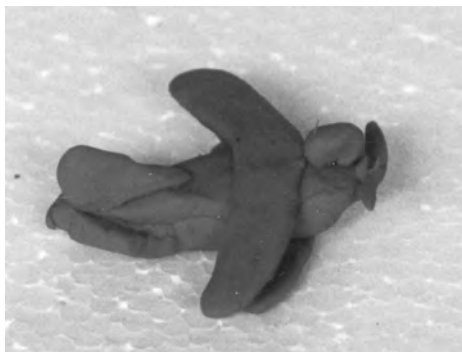


Abb. 17: ... wie ein Kampfflugzeug (6)



Abb. 18: ... wie ein Raumschiff (2)



Abb. 19: ... wie ein Monstertruck (1)



Abb. 20: ... wie ein Rettungswagen (2)



Abb. 21: ... wie ein Rettungswagen (4)



Abb. 22: ... wie eine Raumstation (4)

(4) Geschlechterdifferenzen hinsichtlich Ausdrucksformen und Akzentsetzungen bei Gottesvorstellungen

Wie die Abbildungen bereits deutlich belegen, gab es hier erhebliche Geschlechterdifferenzen.

So favorisierten die Jungen überwiegend Bilder und Materialien aus der Technik. Die Aspekte ›Energie‹ und ›Wissen‹ spielten relativ oft eine Rolle, sowohl als Eigenschaft von Gott wie auch als Gabe Gottes an Menschen.



Abb. 23: ...wie eine Strommaschine für die Welt (2)



Abb. 24: ... wie die Energiequelle von Welt und Kosmos (3)

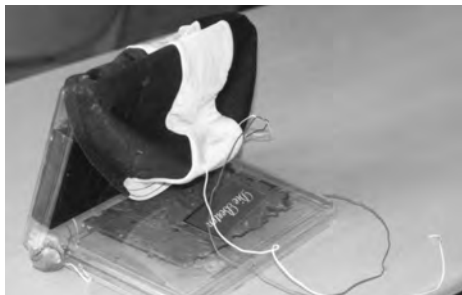


Abb. 25: ... wie ein Computer (3)



Abb. 26: ... wie ein Lebensspender (in den Bauch der Mutter) (3)

Häufiger als Mädchen betonten Jungen insgesamt das Machbare. Und in manchen Gestaltungen fanden sich durchaus auch phallische Anklänge.



Abb. 27: Gott oben (1)



Abb. 28: ... wie ein Turm (1)



Abb. 29: ... Gott mit Auto unterwegs (4)

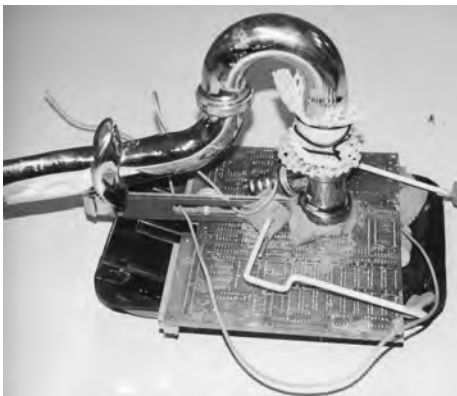


Abb. 30: ... wie ein Menschenverwandler durch Liebe (4)

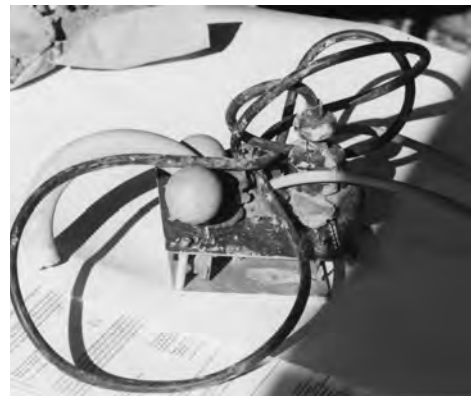


Abb. 31: ... wie ein Lebensspender: Wasser (3)

Insgesamt dominierte die Technik in den Bildern und Materialien der Jungen, auch wenn sie Schöpfungsaspekte ansprachen. Beide Geschlechter sahen die Rolle des Menschen im Umgang mit der Natur durchweg kritisch. Gott wurde oft als (leider ohnmächtiger) Wächter bezüglich der Welt thematisiert. Bei den Jungen kam dabei häufiger die Vorstellung ins Spiel, die Naturkatastrophen seien als ›Rückschlag‹ der Natur zu sehen – Gott konfrontiere die Menschen mit den Konsequenzen ihres Tuns. Und Gott habe sich mit der Erschaffung des zur Zerstörung neigenden Menschen möglicherweise ›übernommen‹. Universum und Evolution wurden bereits im Grundschulalter angesprochen. Auch

wenn diese Aspekte gelegentlich bei Mädchen vorkamen, stand bei ihnen eher das Mitfühlen mit der verletzlichen Natur im Vordergrund.

Insgesamt hatte das Kreatürliche in den Gestaltungen der Mädchen deutlich mehr Gewicht. Praktisch durchweg wurden Naturmaterialien einbezogen. Nicht selten bestand fast die gesamte Skulptur daraus. Und der pflegende Aspekt wurde wesentlich häufiger betont. Schöpfung im Sinne des der Pflege bedürftigen Lebendigen (Tiere, Pflanzen) spielte – übereinstimmend mit den Befunden Kleins – eine gravierende Rolle, obwohl zur häufigen Verwendung von Blumen (und Schmuckutensilien) auch die bei Mädchen zu beobachtende Tendenz zur harmonischen ästhetischen Gestaltung Einfluss gehabt haben dürfte. Die Faszination durch die Vielfalt von Alt- und Naturmaterialien und die Bereitstellung von Handwerkszeug, Draht usw. führte sicher – vergleichbar den Beobachtungen von Hilger und Dregelyi – zu einem von Umwelt und Erziehung mitgeprägten Umgang mit den Materialien. Dadurch dürften sich die Unterschiede hinsichtlich ›Sperrigkeit‹ bzw. ›Harmonisierungstendenz‹ zwischen den Geschlechtern zum Teil erklären lassen.



Abb. 32: ... wie ein Ruheplatz im Herzen (4)



Abb. 33: ... wie ein Zaun um ein Nest (4)



Abb. 34: ... wie ein schützendes Tal (5)



Abb. 35: ... wie die (verletzliche) Natur (1)



Abb. 36: ... wie eine Schale voller Leben, in welcher Gott verborgen enthalten ist (3)



Abb. 37: ... wie der Frühling (4)

Die häufigere Thematisierung der Natur und vor allem die stärkere emotionale Ladung in der Thematisierung dieses Aspektes bei den Mädchen bleibt aber unübersehbar: Vor allem Mädchen berichteten von intensiven Pflege-Beziehungen zu Tieren und Pflanzen und verknüpften diese Bezüge dann auch mit der Gottesfrage bzw. ihrem religiösen Erleben.

(5) Aggression – ein spezielles Jungenthema

Der Aspekt ›Aggression‹ spielte insgesamt eine untergeordnete Rolle, wurde aber ausschließlich von Jungen thematisiert. Gott wurde teils als potenzieller Helfer (Therapeut) im Umgang mit den eigenen aggressiven Impulsen gesehen, teils fand eine Projektion von negativen Erfahrungen, Gefühlen und Wünschen ins Gottesbild statt.

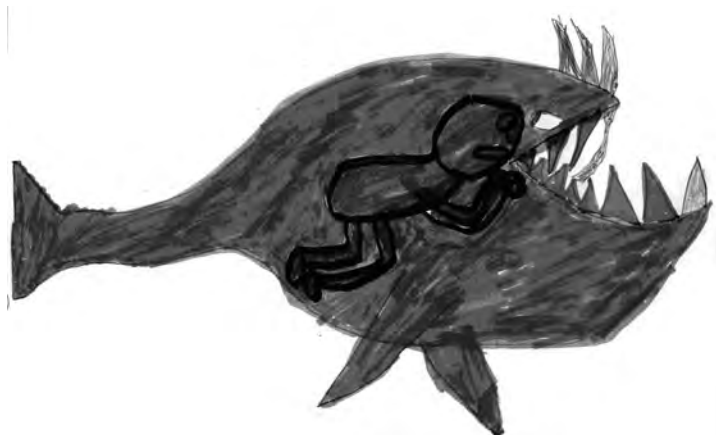


Abb. 38: Bodo hofft, dass Gott seine aggressiven Impulse bändigt, damit er nicht einer wird ›wie der aus Erfurt‹. Das Jona-Bild zeigt Bodos verzweifelte Innenseite und seine aggressive Außenseite.

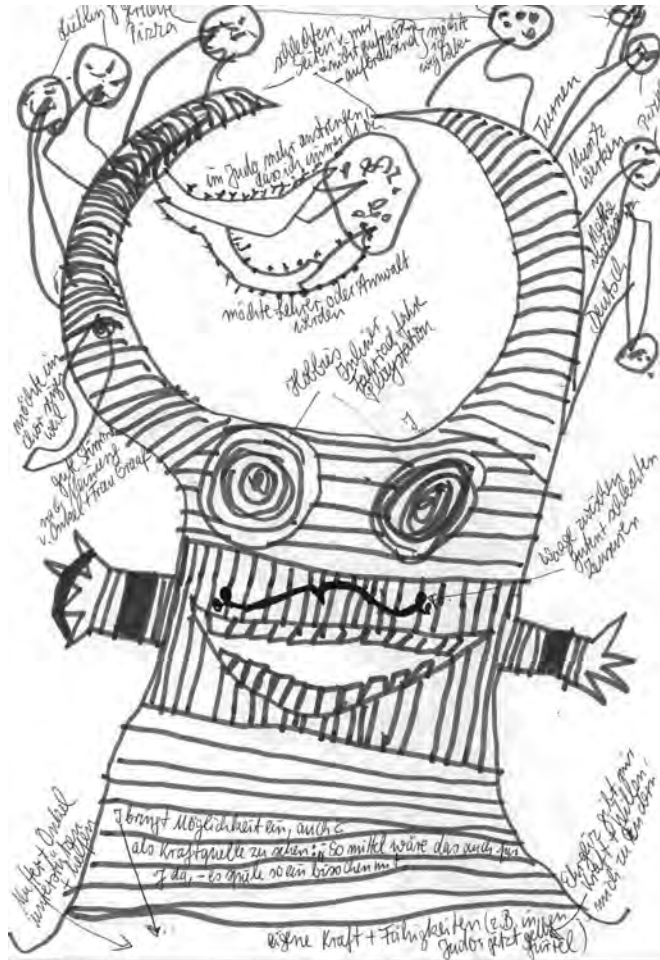


Abb. 39: Bodo als Baum braucht gebundene Hände.



Abb. 40: Gott als ›Reinigungsmaschine‹ verwandelt durch Liebe Menschen ...

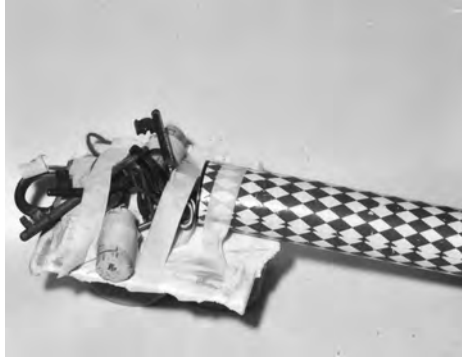


Abb. 41: ... wie ein Panzer (1),
Spiegel der widerwillig von Peter
besuchten kirchlichen Kinderstunde? ...

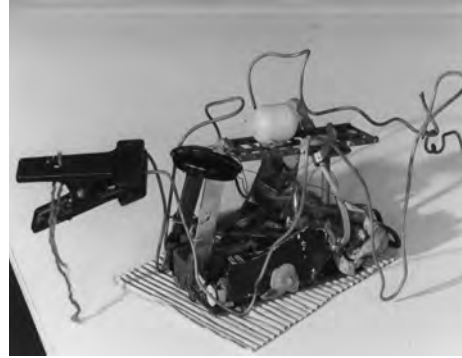


Abb. 42: ... wie eine Bombe (3),
Spiegel des explosiven Alltags von Horst?
Oder Ausdruck von Kontingenz?

(6) Die Macht der ›kulturellen Tapete‹: Gott-Vater thront noch fast überall... In dem die Studie flankierenden Religionsunterricht wurde bezüglich des Gottesbildes bewusst eine Vielfalt von Metaphern gepflegt. Die biblischen Metaphern wurden immer wieder in Dialog mit den Metaphern der Kinder gebracht. Die Vater-Metapher wurde also bewusst *nicht* unterstützt, weder durch Texte noch durch Lieder. Das männlich konnotierte Gottesbild wurde anhand von Exkursen in die Religionsgeschichte und den Schöpfungsbericht der Priesterschrift (Ebenbildlichkeit von Mann und Frau) im vierten Schuljahr um die weibliche Seite ergänzt. Trotzdem wurde von einem erheblichen Teil auch der konfessionslosen Kinder der über den Wolken thronende Gott-Vater als für Christen verbindliches Gottesbild wahrgenommen und entsprechend positiv oder auch negativ bewertet (z. B. deutlich abgelehnt im Fall einer Vaterproblematik).

Die Nähe oder Ferne zu bestimmten Gottesbildern konnten die Kinder durch Positionierung von Puppenstufenfiguren zu symbolischen Gegenständen ausdrücken: Vater im Himmel = erhöhte Statue; Mutter Erde/Natur = Matrioschka; Quelle des Lebens = Tonbecher mit Grün und Feder; innere Stimme = Klangschale; inneres Licht = Teelicht; Kraft/Energie = silberner Speicher; Liebe/Verbundenheit = Netz mit Engel. Lehnten Kinder für sich (bzw. für ihre Bezugspersonen) ein Gottesbild ganz ab, so durften sie die Gegenstände auch hinter einem schwarzen Tuch verbergen.

Kinder, die die Distanz ihrer Eltern zur Kirche ausdrücken wollten, platzierten durchweg den Vater im Himmel unter dem schwarzen Tuch. Die personalen Gottesbilder verschwanden insgesamt mit dem Alter zunehmend aus dem Spektrum der persönlich relevanten Bilder, und dies geschlechtsunabhängig.

Interessant war, dass die meisten Viertklässler für sich selbst alle Gottesbilder stehen ließen und lediglich hinsichtlich der Distanz zu sich variierten. Für ihre Väter verbannten etliche Jungen die Matrioschka unter das schwarze Tuch, für die Mütter dagegen den Vater im Himmel. Befragt nach dem Grund dieser Veränderungen gaben sie an: Männer hätten wohl lieber einen männlichen Gott und Frauen lieber einen weiblichen.



Abb. 43: Positionierung für die Mutter



Abb. 44: für den Vater



Abb. 45: ... für sich selbst

Offensichtlich war den Neunjährigen die den Selbstwert stützende Funktion eines gleichgeschlechtlichen Gottesbildes klar, auch wenn sie dies nicht explizit verbalisieren konnten. Die Jungen, die für sich selbst die Matrioschka unter dem schwarzen Tuch verschwinden ließen, machten es zum Teil (vermutlich aus Fairness-Gesichtspunkten) für eine imaginierte Klassenkameradin umgekehrt, das heißt sie ließen den Vater im Himmel verschwinden.

Die in Klasse 4 religionsgeschichtlich vermittelte Perspektive, Gott auch weiblich zu denken, löste bei beiden Geschlechtern Irritationen aus. Die Jungen zeigten sich aber als weitaus offener, sich argumentativ damit auseinanderzusetzen. Die Mädchen schienen fast peinlich berührt zu sein von dieser Denkmöglichkeit. Sie zögerten mehrheitlich, diese Sichtweise überhaupt an sich herankommen zu lassen. Dieser Befund könnte als Entsprechung zu der von Klein angesprochenen Macht internalisierter Normen und der damit verbundenen Denkverbote gelesen werden.

Die Perspektive, Gott weiblich zu denken (Mutter Erde), führte bei etlichen Jungen zu Rechtfertigungsbemühungen hinsichtlich der männlichen Rolle im Fortpflanzungs-

geschehen: Männer könnten nichts dafür, dass sie keine Kinder kriegen könnten. Man dürfe sie deshalb nicht abwerten. (Ein Stückchen Gebärneid?) Insgesamt ist aber festzuhalten, dass die Rostocker Jungen mehrheitlich offen waren für die Integration des weiblichen Aspektes in das Gottesbild.

3. Fazit

Die Ähnlichkeiten der Rostocker Ergebnisse zu Befunden anderer Studien deuten darauf hin, dass es durchaus Geschlechterdifferenzen bezüglich religiöser Fragen gibt. Zwar unterschieden sich Jungen und Mädchen kaum bezüglich religiösem Interesse und Erleben (Häufigkeit, Intensität), auch nicht hinsichtlich ihrer Symbolisierungsfähigkeit oder den Grundlinien ihres Gottesbildes. Aber sie unterschieden sich in ihren Ausdrucksformen: Mädchen wählten überwiegend Bilder und Materialien der Natur, achteten mehr auf Schönheit, Harmonie, betonten insgesamt das Lebendige. Jungen favorisierten dagegen Bilder und Materialien aus der Technik, betonten eher das Machbare und äußerten zum Teil Potenz(wünsche) in phallischen Symbolen. Sie sprachen häufiger Kontingenz und die Verborgenheit Gottes an. Aggression war ausschließlich ein Jungenthema.

Mädchen wie Jungen zeigten sich durchweg offen für eine Metaphernvielfalt bezüglich des Gottesbildes. Auffallend starke Wirkungen entfaltete aber auch im mehrheitlich konfessionslosen Kontext die ›kulturelle Tapete‹ mit ihrer traditionellen Vatermetapher. Obwohl die Metapher eines ›Gottvaters‹ im Religionsunterricht weder durch Texte noch durch Lieder oder gar Gebete gestützt wurde (sie wurde bewusst *nicht* benutzt!), wurde das Gottvater-Bild von den meisten Kindern als ein für die Kirche verbindliches Bild wahrgenommen und entsprechend – je nach ›religiöser Heimat‹ positiv oder negativ – bewertet. Jungen schätzten das männliche Gottesbild als Selbstwertstütze für Männer ein, billigten aber – offensichtlich wesentlich aus Fairness-Gründen – Frauen die Präferenz einer weiblichen Gottheit zu. Ihre Argumentationen bezüglich Fruchtbarkeitsgöttinnen zeigten deutliche Anklänge von Gebärneid.

Die Differenzen zwischen den Rostocker Ergebnissen und Befunden anderer Studien sprechen dafür, dass es auch in der Geschlechterforschung keine »unschuldige« Erhebungsmethodik gibt: Das stärker die Interessen und Ausdrucksmöglichkeiten von Jungen aufnehmende Rostocker Untersuchungsdesign wie sein flankierender Religionsunterricht brachten deutlich andere Befunde zutage. Die Konsequenz für den Religionsunterricht könnte heißen, unter dem Gesichtspunkt der Geschlechtergerechtigkeit der Methodenfrage neue Aufmerksamkeit zu schenken. Gefragt werden könnte: Sind die propagierten Zugänge und Verarbeitungsformen mit spezieller Ästhetisierung (z. B. Kett-Materialien, Egli-Figuren, Godly-Play) unter diesem Gesichtspunkt wirklich konstruktiv? Brauchen wir – um der Interessen von Jungs, aber auch um der Inhalte willen – nicht dringlich solche Zugänge und Verarbeitungsformen, die auch Raum geben, das Dunkle, Sperrige und Brüchige von Leben und Glauben auszudrücken?

Dass sich an den Aspekten Kreatürlichkeit bzw. Fortpflanzungsgeschehen die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen besonders deutlich zeigten, dürfte kaum verwundern angesichts des je unterschiedlichen biophysischen Fundaments. Gerade diese Thematik geschlechtergerecht aufzuarbeiten dürfte eine spannende didaktische Herausforderung sein.

Literatur

- BÖSEFELDT, INA, Männlich – Weiblich – Göttlich. Geschlechtsspezifische Betrachtungen von Gottesbeziehungen und Gottesverständnis Heranwachsender aus mehrheitlich konfessionslosem Kontext, Kassel 2009.
- BUCHER, ANTON, Alter Gott zu neuen Kindern? Neuer Gott zu alten Kindern? Was sich 343 Kinder unter Gott vorstellen, in: Merz, Vreni (Hg.), Alter Gott für neue Kinder?, Freiburg/Schweiz 1994, 79–100.
- HANISCH, HELMUT, Die zeichnerische Entwicklung des Gottesbildes bei Kindern und Jugendlichen, Stuttgart u. a. 1996.
- HANISCH, HELMUT/BUCHER, ANTON, Da waren die Netze randvoll. Was Kinder von der Bibel wissen, Göttingen 2002.
- HILGER, GEORG/DREGELYI, ANJA, Gottesvorstellungen von Jungen und Mädchen – ein Diskussionsbeitrag zur Geschlechterdifferenz, in: Bucher, Anton A. u. a., »Mittendrin ist Gott«. Kinder denken nach über Gott, Leben und Tod (Jahrbuch für Kindertheologie Bd. 1), Stuttgart 2002 [2008], 69–78.
- KLEIN, STEPHANIE, Gottesbilder von Mädchen. Bilder und Gespräche als Zugänge zur kindlichen religiösen Vorstellungswelt, Stuttgart u. a. 2000.
- LANGER, INGHARD, Das persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung, Köln 2000.
- RIEGEL, ULRICH, Gott und Gender. Eine empirisch-religionspädagogische Untersuchung nach Geschlechtervorstellungen in Gotteskonzepten, Münster 2004.
- SZAGUN, ANNA-KATHARINA, Dem Sprachlosen Sprache verleihen. Rostocker Langzeitstudie zu Gottesverständnis und Gottesbeziehung von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen (Kinder erleben Theologie Bd. 1), Jena 2006.
- SZAGUN, ANNA-KATHARINA/FIEDLER, MICHAEL, Religiöse Heimaten, Rostocker Langzeitstudie zu Gottesverständnis und Gottesbeziehung von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen (Kinder erleben Theologie Bd. 2), Jena 2008.
- TAMMINEN, KALEVI, Religiöse Entwicklung in Kindheit und Jugend, Frankfurt a. M. 1993.
- ZIEBERTZ, HANS-GEORG/KALBHEIM, BORIS/RIEGEL, ULRICH, Religiöse Signaturen heute. Ein religionspädagogischer Beitrag zur empirischen Jugendforschung, Gütersloh 2003.